

Einen Hauch weniger Magenta“, sagt Gerhard Steidl, der einen Tag vor der Eröffnung des Kunsthauses in seiner Verlagsdruckerei steht und den Andruck für eine Einladung prüft. Das Telefon klingelt, der Verleger flitzt weiter und sagt die Lieferung von Booklets nach Prag für den nächsten Vormittag zu. Zeitgleich stellt ein Fernseherteam seine Kameras für ein Interview auf. Doch Steidl lässt sich nicht aus der Ruhe bringen.

VON BETTINA HAGEN

Wer ihn treffen möchte, muss sich in der Bibliothek, in der gewöhnlich Gespräche mit Künstlern und Autoren geführt werden, mit einer Auswahl von Kunstbänden aus dem haus-eigenen Verlag die Zeit vertreiben. Günter Grass, Joseph Beuys, Nan Goldin, Jürgen Teller, Jane Rauschenberg, Lou Reed oder Marius Müller-Westernhagen, alle saßen sie schon hier, diskutierten neue Buchideen und ihre gestalterische Umsetzung.

Nur Karl Lagerfeld, mit dem Steidl eng zusammenarbeitete, ließ sich nie in Göttingen blicken. Dafür spazierte vor einigen Jahren Hollywood-Star Keanu Reeves nach einem Termin durch die betuliche Unistadt. Mit seinen 70 Jahren blickt Steidl, der sich mit norddeutschem Understatement als Drucker bezeichnet, heute auf ein Portfolio von rund 4500 Büchern: Fotografie- und Kunstbände, Romane, politische Literatur, allesamt entstanden in einer schmalen Nebenstraße der verkehrsberuhigten Fußgängerzone.

Schauplatz ist die „Düstere Straße“ mit ihren mittelalterlichen Fachwerkhäusern, schiefen Fassaden und kleinen Fenstern. Seit Dezember des vergangenen Jahres sticht dort ein Neubau heraus. Entworfen vom Leipziger Architekturbüro Atelier ST überragt das neue Kunsthaus der Stadt mit seinen vier Geschossen samt ausgebautem Spitzdach die benachbarten Gebäude und lässt sie alt und klein aussehen. „Unser Ziel war es, auf engem Raum so viel Ausstellungsfläche wie möglich zu schaffen – es ist ein echtes Raumwunder entstanden“, freut sich Gründungsdirektor Steidl, dessen Verlagsräume nur einen Steinwurf entfernt liegen.

Analog zu der historischen Nachbararchitektur wird jedes Geschoss nach oben hin etwas breiter, was wiederum die Grundfläche vergrößert. Nicht zuletzt deshalb entschied sich die Jury für den Entwurf des Leipziger Büros, das im ausgeschriebenen Wettbewerb zwar nur den zweiten Platz belegte, aber im anschließenden Vergabeverfahren dann doch gewann.

Zur Straße hin verhindert eine massive maugraue Fassade den Blick ins Innere, die lediglich durch den gläsernen Eingangsbereich und schmale Bodenfenster auf den Etagen durchbrochen wird. Struktur geben die unregelmäßigen horizontalen Vertiefungsgrillen im Putz, die nicht ganz zufällig an gestapelte Bücher erinnern.

Unumstritten ist die Gestaltung in der Stadt nicht. Doch sie passt zu dem gesamten Projekt, dessen Entstehung eigentlich bereits vor 50 Jahren begann. Göttingen, anders als das knapp 50 Kilometer entfernte Kassel, wurde von den Bombardements im Zweiten Weltkrieg weitgehend verschont. Gefährlich wurde es für die gut erhaltene Altstadt erst ab den späten 1960er-Jahren, als historische Gebäude für moderne Ladengeschäfte und Parkhäuser rigoros abgerissen wurden.

Wie der Reitstall der Universität von 1735, der unter heftigen Protesten von Bürgern und Studenten einem großflächigen Kaufhausklotz weichen musste. Mit dabei der junge, knapp 20-jährige Steidl, der sich kurz zuvor mit einer Sieb-



SIMONE BOSSE (2)

druckwerkstatt für Druckgrafik und Plakate selbstständig gemacht hatte und die politischen Kunstplakate von Klaus Staack druckte.

Inspiziert durch die Documenta in Kassel und die Idee, Kunst in der Innenstadt mehr Raum zu geben, engagierte sich Steidl mit einer Gruppe Göttinger für eine andere Nutzung der Altstadt. Die Idee eines Kunsthauses jedoch wurde immer wieder aus wirtschaftlichen und politischen Interessen verworfen.

Erst im Jahr 2008 gab es grünes Licht, unterstützt vom damaligen Bürgermeister Wolfgang Meyer und dem kürzlich verstorbenen stellvertretenden Bundestagspräsidenten Thomas Oppermann, der sich für staatliche Fördermittel einsetzte. Mit 4,5 Millionen Euro aus dem Bundesprogramm „Nationale Projekte des Städtebaus“, einer Spende von einer Million Euro des Duderstädter Unternehmers Hans Georg Näder sowie einer halben Million Euro aus kommunalen Mitteln entstand in einer Bauzeit von zwei Jahren das neue Kunsthaus. Die jährlichen Kosten sollen mit 180.000 Euro von der Stadt, 100.000 Euro vom Göttinger Life-Science-Unternehmen Sartorius sowie weiteren 50.000 Euro vom Freundeskreis und privaten Spendern getragen werden.



PA/DFP

Gerhard Steidl und sein Göttinger Kunstzentrum von außen und von innen



Steidls RAUM WUNDER

Jahrzehntlang kämpfte der Verleger Gerhard Steidl um ein Zentrum für internationale Künstler in Göttingen. Jetzt wurde es eröffnet. Doch das ist nur der Anfang. Ein Rundgang

möglichst eine hohe Ausstellungsqualität trotz eines schmalen Budgets.“

Den Auftakt macht die amerikanische Künstlerin Roni Horn, mit der Eskildsen schon in ihrer Zeit als stellvertretende Direktorin des Essener Folkwang-Museums zusammengearbeitet hat. „Gemeinsam haben wir Exponate ausgewählt, die das programmatische Konzept des Hauses unterstreichen – Fotoarbeiten, Zeichnungen und Bücher“. Der enge Austausch zwischen Künstlern und Publikum ist Teil der Philosophie des Kunsthauses.

Es wird jedoch nicht nur als bloßer Ausstellungsraum verstanden, sondern auch als Ort, an dem Kunstprojekte entstehen. Das dokumentiert auch die Videoarbeit von Sebastian Stumpf, die auf den grauen Waschbetonwänden im offenen Treppenhause zu sehen ist. Er hat die Bauarbeiten mit der Videokamera begleitet und in filmischen Sequenzen seinen bewegungs- und regungslosen Körper zum aktiven Teil im Bau-geschehen gemacht.

Zum Ort des Austausches soll auch der begrünte, öffentlich zugängliche Innenhof werden, der über das Foyer und vom nahen Nikolaikirchplatz zu erreichen ist. Neben dem Atelier des amerikanischen Pop Art- und Konzeptkünstlers Jim Dine, der zwischen Paris und Göttingen pendelt, wurde für den Künstler ein Pavillon geschaffen, in der seine Rauminstallation „Haus of Words“ zu erleben ist. Ein Geschenk des Amerikaners an die Bürger der Stadt und als ständige Ausstellung festes Element in der Hofgestaltung.

Doch die Pläne des Verlegers Steidl und der Stadt gehen weit über das Kunsthaus hinaus. Das gesamte Areal der südlichen Innenstadt, in Teilen stark sanierungsbedürftig, soll zu einem lebendigen Kulturquartier werden und Göttingen zu mehr Anziehungskraft verhelfen. Das Kunsthaus ist nur die Ouvertüre. Und wieder geht der Visionär Steidl mit großen Schritten voran.

Für das Grass-Archiv, in dem die 30-jährige Kooperation zwischen ihm und Günter Grass dokumentiert wird, hatte er schon vor Jahren ein völlig marodes spätmittelalterliches Gebäude neben dem Kunsthaus erworben. Nach der aufwändigen Kernsanierung ist es jetzt Ausstellungsraum und bietet Arbeitsplätze für Workshops. Schräg gegenüber soll in einer alten Buchbinderei ein Café für Digital Natives entstehen, in denen sie angeleitet werden, Bücher digital zu erstellen und in der direkt gegenüberliegenden Verlagsdruckerei dann gleich analog zu drucken.

Im Herbst wird mit Little Steidl ein Kinderbuchverlag mit gläserner Druckerei in der Düstere Straße eröffnen; in der Parallellstraße soll das Göttinger Literaturhaus im Oktober neu aufmachen. Buchhandlungen, Cafés und Restaurants sollen zusätzlich für die Belebung des Areals sorgen. Endlich hat die Stadt erkannt, wie sehr die internationale Strahlkraft des Steidl-Verlags Göttingen helfen kann.

So runtergerockt ist Frankreich

Virginie Despentes malt in ihrem Roman „Vernon Subutex“ ein düsteres Bild unserer Nachbarn. In der Theaterversion der Berliner Schaubühne wird einem ganz bang

Ganz unten. Dieser Mann ist wirklich und im Wortsinne am Boden. Nun hockt er da, im schmutzstarrenden Parka. Die offene Hand demütig und schon ein bisschen zittrig nach vorn gestreckt. Barlachs russische Bettlerin kommt einem in den Sinn, und man denkt schon, oha, hoffentlich gleitet das jetzt nicht in Elendskitsch ab.

VON TILMAN KRAUSE

Aber dann setzt der großartige Joachim Meyerhoff mit immer noch leicht stadtneutrotterhaft maulenden Prosodie zum Schlussmonolog an, nicht ohne einen Hauch von Hamburg-Blanknese in der Stimme, und man weiß: Nein, das hier ist der soziale Niedergang unserer Tage. Unfeierlich, untragisch und außerdem nicht ohne Komik.

Ja, es ist eine nachdenkliche, über weite Strecken auch ein wenig eintönige Inszenierung, mit der jetzt die Berliner Schaubühne nach sieben Monaten aus dem Lockdown wieder aufersteht. Der Vorliebe des künstlerischen Leiters Thomas Ostermeier entsprechend, der auch hier wieder Regie führt, mit einem eindringlichen Sittenbild aus der Welt des französischen Prekariats. Nach den erfolgreichen Produktionen „Rückkehr

nach Reims“ oder „Im Herzen der Gewalt“, die noch Elemente des Proletarischen in sich tragen, sind es nun in „Das Leben des Vernon Subutex“ die Kinder der „trente Glorieuses“, der drei französischen Wachstumsjahrzehnte von 1945 bis 1975, die hier ihre Neurosen, Macken, Verletzungen und – dies vor allem – charakterlichen Missbildungen vorführen.

Die Vorlage stammt von der 1969 geborenen französischen Schriftstellerin Virginie Despentes. Ihre Vernon-Subutex-Trilogie, dieser temperamentvoll und mit großer sozialer Genauig-



Joachim Meyerhoff als Vernon Subutex

keit erzählte Roman über ein aus den Fugen geratenes Frankreich, war dort ein großer, auch internationaler Erfolg. Unter anderem erhielt Despentes dafür 2017 den WELT-Literaturpreis. Der Reiz dieses in mancher Hinsicht an die Sozialstudien eines Zola erinnernden Reigens unserer Geister lag nicht zuletzt in den herrlich schnodderigen und drastischen Dialogen ihrer Protagonisten, die sich um die Hauptfigur Vernon Subutex gruppieren, der in Joachim Meyerhoff überzeugend Gestalt annimmt.

Subutex (eigentlich der Name für ein Heroin-Substitut, um von der Sucht loszukommen) ist als ehemaliger Plattenverkäufer eine Pariser Legende. Doch irgendwann in den Neunzigern muss er seinen Laden dichtmachen. Er kann noch eine Weile vom Verkauf seiner Pop-Devotionalien leben. Dann wird er von einem schwarzen Sänger unterstützt, bis der den milieutypischen Drogentod stirbt. Und damit beginnt für Vernon die Reise ans Ende der Nacht. Schließlich geht er, wie oben beschrieben, ganz in der sozialen Figur des Bettlers auf.

Aber vorher hat er Kumpel und Kumpelinnen von einst abgeklappert, sich bei ihnen für einige Zeit eingenistet und ihnen allen, die inzwischen fast durch die Bank runtergerockte Fiftysome-

things sind, beim Verdrängen ihrer Lebensprobleme und beim Verklären ihrer Jugend zugeschaut. Da wäre etwa Emily, früher wilde Bassistin, jetzt im Staatsdienst zur Expertin für Olivenöl, Tee sowie für die Psychophasen einer therapiesüchtigen Gesellschaft degeneriert. Sie hat es aber wenigstens „geschafft“. Das lässt sich von dem einst als genialische Hoffnung gehandelten Xavier kaum sagen. Seine Drehbücher kommen nicht an, und an allem sind natürlich die „Kaffer“ und kopftuchtragenden „Weiber“ schuld, denen seine unerschöpflichen Hasstiraden gelten.

In pragmatischem Zynismus aufgegangen ist wiederum „die Hyäne“, die mit effektivem Cybermobbing gewaltig Kohle macht, oder der über Leichen schreitende Produzent Dopalet. An kaltblütiger Verachtung für alle diejenigen, die in dieser Gesellschaft auf der Strecke bleiben, wird er allerdings noch von dem Trader Kiko übertroffen (virtuos überkandidelt und überkokst: Bastian Reiber). Demgegenüber steht etwa der herzige Ex-Porno-Star Daniel, vormals Deborah (wonniges Bärchen, auch musikalisch einsetzbar: Daniel Maximilian Jacobs), der mit der „Porneuse“ Pamela Kant zusammenlebt, für eine neue Art selbstgenügsamer Sexspießigkeit. Daniel und Pamela huldigen allerdings auch ganz, ganz lieb dem

Totenkult um ihre zugrunde gegangene Kollegin Vodka Santana.

Die wiederum hat eine Tochter hinterlassen, die sich dem Islam verschreibt. Aicha ist in diesem Panoptikum der Entgleisten die Einzige, die in schlichten Worten all den Fratzen und Lemuren jene Diagnose stellt, die dem Stück zugrunde liegt. Man könnte sie mit Strindbergs berühmtem Diktum zusammenfassen: „Es ist schade um die Menschen.“ Wenn Hevin Tekin, die Arme schützend eng um den streng verhüllten Oberkörper schlingend, ihre Verständnislosigkeit artikuliert, bleibt einem wahrhaftig der Atem stocken: So sehr ist man ergriffen angesichts ihres wehmütigen Abschieds von einem Europa, das, zumindest für eine Zwanzigjährige, nichts Verheißungsvolles mehr zu haben scheint.

Das verfehlt besonders an diesem ersten Live-Theaterabend im geschlossenen Raum seine Wirkung auf ein Publikum nicht, das sich im Transitorium jener Pandemie befindet, die unser aller Leben sehr verändert hat. So sehr, dass wir mitunter das Treiben um Vernon Subutex ähnlich befremdet betrachten wie die junge Aicha. Ein wenig bang fühlt man sich in die neue Zeit entlassen und fragt sich, was sie wohl bringen wird. Mehr kann Theater nicht bewirken.